

schien es wünschenswert, die Frage der Nebenkapellen durch eine Grabung zu klären. Die erforderlichen Mittel stellte das Landesamt für Denkmalpflege in Karlsruhe in dankenswerter Weise zur Verfügung. Die Erlaubnis für die Grabung gab in zuvorkommender Weise S. D. der Erbprinz zu Löwenstein, zu dessen Besitz Kloster Bronnbach gehört. Durch mehrere Suchgräben konnte der Verfasser, der mit der Grabung beauftragt war, in dem günstig gestalteten Gelände einen Staffelfchor mit Konchen freilegen, dessen Sockelverkröpfung zum Hauptchor Oechelhäuser zwar gesehen, aber noch nicht gedeutet hatte, da erst die tiefer liegende Sockelschräge durch ihr spitzwinkliges Abbiegen den Anschluß einer Konche zu erkennen gab. Die dem Presbyterium nächstgelegene Kapelle besaß am Ansatz zur Konche Vorlagen für einen Gewölbegurt — an der Nordpresbyteriumsseite als Pilaster mit Kapitell und Wölbansatz erhalten —, die reiche Sockelgesimse besaßen, von denen das der Gegenseite freigelegt wurde. Es ist von der gleichen Gestalt wie die Sockelgesimse im Innern der Kapelle. Die beiden Staffelapsiden sind durch eine Eckverkröpfung getrennt.

Diese reiche Chorlösung, die auch auf der Südseite, allerdings in etwas geringerer Ausladung, freigelegt wurde, ist abgebrochen worden. An ihre Stelle trat ein flacher Chorschluß mit gleich tiefen Kapellen, wie wir sie von Zisterzienserkirchen gewohnt sind. Die flache Ostabschlußmauer der Kapellen ist unter der Erde mehrere Schichten hoch erhalten und zeigt als Baumaterial die keilförmigen Abbruchsteine der ehemaligen Konchen. Die Strebepfeiler am Presbyterium sind ihre letzten heute noch sichtbaren Spuren.

Das Ergebnis der Grabung wird seinen Niederschlag in der genannten Würzburger Dissertation finden. Darüber hinaus plant der Unterzeichnete eine besondere Untersuchung über die Staffelhöfe und ihre Herkunft, die auch der einzigartigen Dachlösung der Bronnbacher Kirche mit ihrer ursprünglich unmittelbar auf dem Gewölbe aufgelegten Dachkonstruktion und den hohen Giebeln über den Gewölbekappen längs des Schiffes nachgehen soll.

Hans Feldtkeller

REZENSIONEN

SAMUEL GUYER: *Grundlagen mittelalterlicher abendländischer Baukunst. Beiträge zu der vom antiken Tempel zur kreuzförmigen Basilika des abendländischen Mittelalters führenden Entwicklung.* 199 S., 11 Tf. Einsiedeln, Zürich, Köln (1950): Benziger Verlag.

Samuel Guyer hat das Erscheinen dieses seines letzten und grundlegenden Werkes, das er Arnold von Salis widmete, nicht mehr erlebt. Das ist umso tragischer, als dieses mit so vielen äußeren Schwierigkeiten entstandene Buch ihm am meisten am Herzen lag: es faßt diejenigen Forschungen zusammen, die ihn am tiefsten bewegten und beschäftigten, die Entstehung der abendländischen mittelalterlichen Baukunst

und die Entstehung und Entwicklung des christlichen Kreuzbaues überhaupt, ein Phänomen, dessen Erkenntnis in ihm ausgedehnte Reisen im Orient, vor allem im Innern Kleasiens geweckt und entwickelt hatten. In seinem Geiste und seiner Arbeit verschmolzen bald beide Fragen zu einer Einheit. Davon zeugt das vorliegende Buch; es bedeutet die Erfüllung dieses Forscherlebens, dessen Früchte wir nun ernten dürfen, in stillem Gedenken an diesen aufrechten Forscher und Menschen.

G. vertieft die Erkenntnis, daß die abendländische Baukunst der Karolingerzeit auf der vorausgehenden Architektur der frühchristlichen Zeit fußt; für ihn liegen die Vorstufen vor allem im frühchristlichen Osten. Dort wurde der Kreuzbau gefunden und entwickelt. Die nirgends sonst in der frühchristlichen Welt nachzuweisende Dichte der Verbreitung von Kreuzbauten bis in das 7. Jh. hinein weist auf Kleinasien als das eigentliche Entstehungszentrum.

In die Betrachtung und Systematik des Kreuzbaus sind alle Typen einbezogen, also auch die Querschiff- und Querhausbauten, so daß eine fast lückenlose Uebersicht erreicht ist. Immer ist für G. die Vierung Zentrum und Regulativ des Gesamtbaus. Eine letzte Steigerung erfahren die Kreuzbauten in den Basiliken mit überkuppelter Vierung. Diese erstmalige und so reiche Aufgliederung des gesamten Stoffes wird durch ihre neue und kritische Sichtung und ihre Datierungsvorschläge für lange Zeit Arbeitsgrundlage auf diesem Gebiete der Architekturgeschichte bleiben.

G. beschäftigt sodann vor allem die Frage, wie der Kreuzbau, eine der klassischen Antike fremde Bauform, entstand. Hier wirken einerseits die gegenüber der Antike neuen allgemeinen Tendenzen der frühchristlichen Kunst mit speziellen Bedürfnissen zusammen: am Ende der Antike liegt ein entscheidender Wandel, der die gesamte folgende Architektur bestimmte. So richtig hier von G. die Entwicklung gesehen worden ist, so glauben wir doch, daß vieles sich allmählich bereits im Römischen anbahnte und erst seine Vollendung in frühchristlicher Zeit fand.

Den einfachen Kreuzbau denkt sich G. typologisch aus dem antiken, vor allem im Osten nachzuweisenden Grabturm mit vier Sarkophagplätzen, um einen quadratischen Raum gruppiert, entstanden. Die Elemente der allgemeinen Entwicklung hätten sodann zu einer Verräumlichung und Ausweitung dieser nischenartigen Plätze zu Kreuzarmen an einer Vierung turmartigen Charakters geführt. Auch im Zwecke ergibt sich für G. die Verbindung zwischen Grabbau — Memoria — Vierungs-Altarraum, der durch die im Altar enthaltenen Reliquien gleichsam zum Martyrium wird. Damit greift G. ganz unmittelbar in eines der augenblicklich am meisten diskutierten Probleme der frühchristlichen Baukunst ein.

Der Gedanke, den Kreuzbau vom Grabmal mit vier Grabplätzen herzuleiten, hat etwas besonders Bestechendes. Doch ist der eine Typus wirklich vom andern abzuleiten? Nach G. würden sich sogar Form und Zweck des Kreuzbaus aus dem Grabbau herleiten.

Eine formale Ableitung des Grundrisses erscheint durchaus möglich. Doch im Aufbau kommen die Zweifel. Die Hochgrabbauten sind fast sämtlich zweigeschossig, die Vierung dagegen durchgehend ohne Geschoßteilung; ist diese Erhöhung der Mitte nicht vielmehr im Zusammenhang mit der Entstehung des Oberlichtgadens zu verstehen, und damit aus der Entwicklungstendenz, die zur Gruppenbildung mit subordinierten Unterganzen neigt, wie es G. selbst auch betont hat?

Bei der Zweckableitung liegt die Schwierigkeit darin, daß die abgeleiteten Räume sich in ihrem Zweck nicht entsprechen: die Gräber befinden sich im Grabbau zu den Seiten des Raumquadrates, während beim memorialen oder kirchlichen Vierungsbau der Altar oder das Heiligengrab in der Mitte liegt.

Wir müssen, bei aller Unsicherheit einer Lösung dieser Fragen, G. besonders dankbar sein, daß er die Diskussion so eingehend und kundig gefördert hat.

Den eigentlichen Beschluß des Buches bilden die Ausführungen über die mittelalterliche Baukunst, in der ja der Kreuzbau eine noch größere Rolle als in der frühchristlichen Zeit spielte. G. wendet sich mit Recht gegen die teilweise außerwissenschaftlichen Tendenzen der letzten Jahrzehnte, gegen die Propagierung einer autochthonen Entstehung der mittelalterlichen Baukunst und ihrer Verquickung mit Rassefragen. G. verneint, daß die Baukunst seit der Karolingerzeit eine „Neuschöpfung“ der jungen abendländischen Völker sei, sie bleibe Nachahmung und selbst in ihren wichtigsten Beispielen sei sie Derivat und könne sich mit den Jahrhunderte älteren Vorbildern, vor allem des christlichen Ostens, nicht messen. Erst in der Romanik erkennt G. wirklich Neues und qualitativ Erstklassiges.

Zweifellos ist hier viel richtig gesehen und man kann die ernste Mahnung zu vorsichtigerer, sachlicherer und kühlerer Wertung dieser so umstrittenen und verwickelten Probleme nur aufrichtig begrüßen. Aber ich glaube doch, daß mit der bloßen Uebernahme älterer Elemente und deren nicht immer perfekter Nachahmung das Phänomen der karolingischen und ottonischen Baukunst nicht allein zu erklären ist. Das geht z. B. gerade aus den Bauten hervor, die sich in allgemeinen Zügen an die Monumente Stadtröms anschließen. Es war in diesen Fällen ein freies Wählen, kein eigentlicher „Einfluß“, keine Fortsetzung einer noch lebendigen Tradition. Das Tastende und Suchende, das Nichtfertige einer jungen Entwicklung haftet allen diesen Bauten an; aber es handelt sich doch um Werke, deren Charakter einen neuen Geist verrät, und komme er auch noch nicht vollkommen zum Ausdruck, man vergleiche verwandte Typen: H. Sergios und Bakchos zu Konstantinopel — S. Vitale zu Ravenna — das Münster zu Aachen; letzteres ist als wirkliche Ableitung nicht zu verstehen, es ist etwas Neues.

Es ist unmöglich, hier auf die Frage der Rezeption im nördlichen Abendlande weiter einzugehen: ihre Geschichte muß noch Phase für Phase neu geschrieben werden. G. hat einen mahnenden Beitrag gegeben, nicht alles als gegeben hinzunehmen, was feststehende Meinung zu sein scheint, und vor allem richtig betont, daß die karolingische

Baukunst allein im Zusammenhang mit der vorausgehenden erforscht und verstanden werden kann.

Jeder Forscher auf dem Gebiete der frühchristlichen und mittelalterlichen Architektur hat die Pflicht, G.'s Werk eingehend zu studieren und immer wieder von Neuem alle Probleme mutig anzufassen, auf daß es die von G. ersehnten Früchte trage, die ihm selbst nicht mehr zu ernten vergönnt waren. Friedrich Wilhelm Deichmann

WALTER HENTSCHEL, *Peter Breuer* (Forschungen zur Sächsischen Kunstgeschichte, herausgegeben von Eberhard Hempel, Band 1) Wolfgang Jess Verlag, Dresden 1951. 234 S., 120 Abb.

In angenehmer handlicher Form und in vorbildlicher Buchausstattung haben die ausgedehnten und gründlichen Forschungen von Walter Hentschel über Leben und Werk von Peter Breuer nun die denkbar beste monographische Darstellung gefunden. Gewiß ist Peter Breuers Kunst von regionaler Bedeutung und der Verfasser betont dies selbst ausdrücklich. Aber wie wichtig ist auch im Hinblick auf die maßgeblichen Kräfte und Zentren einer Blütezeit die exakte Kenntnis der regionalen Substanzen und über wie wenige Meister von überwiegend lokaler Bedeutung besitzen wir so erschöpfende Monographien wie dies neue Buch über Breuer!

Den Hintergrund bilden die in erstaunlicher Fülle ermittelten Daten zur Geschichte der spätgotischen Kunst in Zwickau. Zu Breuers Lehre in einer heimatlichen Werkstatt traten die Eindrücke der Wanderschaft: Riemenschneider und Erhart. Hentschel beweist aber, daß Breuer keineswegs, wie wiederholt behauptet wurde, Mitarbeiter am Münnerstädter Altar gewesen sein kann. Folgt 1497 das früheste für eine Schnitzarbeit Breuers verbindliche Datum auf dem Altar zu Steinsdorf. Erst 1504 erwarb er in Zwickau das Bürgerrecht. Schon aus dieser Frühzeit ist eine große Anzahl von Bildschnitzerarbeiten Breuers nachweisbar, denen — nach 1505 — eine noch umfangreichere Gruppe von Altären folgt. Und eben hier wird ersichtlich, wie ergiebig Hentschels systematische Untersuchung für die Erforschung der allgemein gültigen sozialen und technischen Arbeitsbedingungen ist. Die außergewöhnlich zahlreichen inschriftlichen Zeugnisse geben dem Werk Breuers geradezu eine paradigmatische Bedeutung. In gewissenhaftester Weise hat Hentschel alle Fäden, die sich von dem Komplex dieser Altarbaukunst anspinnen, aufgenommen und verfolgt, so daß sein Buch auch für das Wirken der mit Breuer zusammenarbeitenden Schreiner und Maler — und auch deren sind wieder überraschend viele namentlich identifizierbar — neue Forschungsergebnisse bekanntmacht. Es wird sogar der Versuch gemacht, vom Werk des Tafelmalers eine Brücke zu schlagen zur individuellen Stilisierung der Faßmalerei, und es ist kein Zweifel, daß die eindringlichen Beobachtungen dieser Art auch für die Diagnose der kollektiven spätgotischen Altarkunst anderer deutscher Landschaften wichtige Aufschlüsse zeitigen werden. In dieser Hinsicht ist Hentschels genaue Untersuchung der ursprünglichen Farbgebung der Breuer-Altäre vorbildlich. Auch in den